

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

255 (3.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Nächtlicher Besuch

Der bekannte Dichter und Schriftsteller Hanns Heinz Ewers besah am 3. November seinen 60. Geburtstag. In weitesten Kreisen bekannt wurde er durch seinen 1913 erschienenen Roman „Araucan“, der eine Auflage von einer halben Million erlebte und in 23 Sprachen übersetzt worden ist. Ewers, der sehr farbig und feilschend erzählend verfährt, beläßt sich in seinen Werken vornehmlich mit dem Grotesken und den sinnlich-übernatürlichen Wunderlichkeiten am Rande der menschlichen Natur. Doch befähigt ihn seine Darstellungskraft, auch andere Stoffe eindrucksvoll zu gestalten, wie u. a. sein vollstimmlich-naturphilosophisches Buch „Ameisen“ beweist, aus dem wir hier folgende Episode zum Abdruck bringen.

Jeder Mensch, der einmal in den Tropen lebte, kann hübsche Geschichten erzählen von Ameisenheeren, die ihm zur Nachtzeit einen Besuch abstatteten. Ich habe öfter solchen Besuch gehabt und mich immer mit Anstand aus der Lage gezogen — man lernt ja auch allgemach, wie man sich als Gastgeber zu benehmen hat. Nur meine erste Nacht mit den schwarzen Jungfrauen war übel genug: ich werde sie mein Lebtag nicht vergessen.

Lange hatten wir aufgeschlafen, ziemlich viel getrunken. Dann ging ich nach Hause — ich wohnte vor dem Landstädtchen in einem einstöckigen Bungalow, das der Besitzer großzügig „Chalet“ nannte. Eine alte Indianerin betreute mich da, während mein Wase im Stall bei den Pferden hauste.

Ich ging noch nicht zu Bett: legte mich an den Schreibtisch. Da piepste was. Piepste laut und laut, piepste im himmelschreienden Distant. Ich fuhr auf, blinnte herum; sah den Boden mit einem schwarzen Teppich belegt. Aber der Teppich lebte. Ribbelte, triebelte — viele Tausend schwarzer Ameisen. Der halbe Boden meines Zimmers war mit ihnen bedeckt und immer noch kamen mehr und mehr — wie Wellen schob sich die schwarze Masse vor. Unwillkürlich sprang ich auf meinen Stuhl.

Das Piepen hörte nicht auf. Ganz feines, dünnes, vielstimmiges. Daneben ein härteres, scharfes — ein klägliches, jämmerliches, verzweifelltes Piepen.

Ich horchte — hinter dem Schranke kam es her. Ja, ja, da hinter dem Schranke war ein Mäuseloch und ein Mäuseloch, da wohnte eine Mausmama mit ihren Mäuselindern. Nun wurde sie lebendig aufgetrieben — sie und ihre nackten Mäuselinder. Da gibts kein Entfliehen — wenn die schwarzen Sechsheimer kommen.

Meinen Stuhl kletterten sie hinauf — zehn, zwanzig — hundert. Wollten sie auf mich auch Saad machen? Was wissen die Blinden, wie groß ich bin? Maus oder Mensch — das ist gleich für sie.

Ein widerlicher Säuisgeruch ging von den Schwarzen aus, ein Lastergeruch, der durch die Foren drang, sich einfräs durch Kleider und Haut. Sie kamen mir nach, den Tisch hinauf. An allen vier Tischbeinen stiegen sie hoch — auch den Stuhl hinauf über Sitz und Lehne. Aber die Lehne war etwa zwei Zoll vom Tische entfernt: diese Tiere wenigstens konnten nicht an mich heran. Ich zog mein Taschentuch — was auf den Tisch kam, würde ich hinunterfegen. Und sie kamen über die Kanten hinauf, wenige erst, immer mehr dann. Ich warf sie hinab, drehte mich, packte gut auf: wo sie nur sich seigten, legte ich hinunter in das schwarze wogende Meer.

Wenn nun die Mäuse schon tot wären, dachte ich. Aber die piepsten immer unstillbar, immer wilder, immer verzweifelter.

Dann fiel mein Blick auf den Stuhl. Vollig bedeckt waren nun Beine, Sitz, Lehne. Aber oben, wo die abgewogene Lehne etwas überhing über den Tisch, sah ich ein seltsames Schauspiel. Daumendicke Girlanden drängten da hinab, Girlanden von Ameisen! Und ich sah, wie diese Ranken wuchsen, wie eine Emsie sich immer an die andere bina.

Verstört war es — unbeweglich stand ich und starrte die Tiere an. Ich wußte: blind sind sie. Können nichts, gar nichts sehen. Und dennoch kommen sie von der Lehne zum Tische, bilden lebendige Leitern.

Nun waren die ersten auf dem Tische, hielten sich fest an einer

Streichholzschachtel. Und sofort kamen die schwarzen Scharen über die Leiter hinab, ergossen sich über den Tisch. Zugleich stiegen sie von allen vier Tischbeinen hoch, über alle Kanten schwall die schwarze Flut. Eine zweite Leiter wurde fertig zum Stuhl her. Ich brauchte ihm nur einen Tritt zu geben, ihn hineinzuwickeln in das Gemimmel da unten — der Gedanke kam mir nicht einmal.

Aber ich mußte fort — immer widerlicher wurde der Kadavergeruch. Im nächsten Augenblicke mußten sie an mir sein — ein Bredelstich fakte mich, wenn ich daran dachte.

Immer noch krümmte, unter der Tür her, die Heere herein. Alles bedeckten sie nun, troßen in meinen Schrank, erkletterten das Sofa, stiegen hier und dort die Wände hinauf. Immer mehr wurden über einander tiefen, als ob das schwarze Gewoge da unten immer höher anwuchse.

Ich konnte die steife Stellung mit geschlossenen Füßen kaum mehr ertragen. Wenn ich hinunterträte, zur Tür liefte? Die Treppe hinunter — aus dem Hause!

Aber ich hatte das Empfinden, daß ich bis in die Knie in die schwarzen Wogen eintauchen würde. Ich wußte, daß das unsinnig war, wußte genau, daß die Ameisen nur wenige Millimeter hoch den Boden bedeckten. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los: bis an die Knie irrte ich hinein. Strauchle dann, alle aus in den zerquälten Massen, kalte mitten hinein: über mir zusammen schlug das schwarze, lebende Meer.

Seit erst, langsam, kam eine Angst in das Mißbehagen. Ich mochte die Ameisen nicht mehr sehen, schloß beide Augen. Aber das Piepen, das Piepen der Mäuse, die sie lebendig trafen — und dieser grauenhafte Duft nach Saure und Abgeder. Es war mir, als hätte er sich schon in mir selbst festgesetzt, als ob mein Leib, mein eigener Atem diesen widerlichen Lastergeruch aushauchte.

Ich schwindelte. Ich schwante — riß die Augen wieder auf, hielt mich aufrecht mit letzter Willenskraft. Das qualvolle Todespiepen der Mäuse ermarterte meine Ohren, der eke Lastergeruch drang sticht in meine Nase. Die Augen schmerzten von dem Anblick der schwarzwimmelnden Wogen; aus dem ganzen Körper schon glaubte ich ein Krabbeln und Beben der Ameisen zu spüren. Ja, es war mir, als ob mein Mund dicht angefüllt sei mit den Schwarzen — meine Zunge bog sich, raste sich in verzweifelltem Kampf.

Angst — Angst — und ein kalter Schweiß — Und ein lauter Schrei des Entsetzens. — Dann sprang ich.

Ich weiß nicht, warum ich das nicht früher tat. Ich weiß nicht, warum ichs gerade jetzt tat. Mein Bett stand ganz nahe, kaum einen Meter vom Tisch — längst hätte ich mich retten können. Einen Schlusprung machte ich mitten ins Bett. Ohne Befinnen trock ich sofort unter die Leintücher, wickelte mich rings eng ein. Amete, amete — aller Gefahr entronnen. Ich wußte, daß ich hier sicher war; die vier Pfosten fanden in petroleumgefüllten Blechbojen — da traut sich keine Schwarze heran.

Ich schloß die Augen wieder, hielt mir die Nase zu. Immer noch das Piepen, schwächer doch — langsam schwächer. Dazwischen andere Geräusche, die ich mir nicht erklären konnte. Ah, von den Tieren, denen es erging, wie den Mäusen.

Ich fiedte den Kopf unter die Tücher — nur nichts mehr hören, nichts sehen, nichts mehr riechen.

Als ich mich Morgen erwachte, mir die Alte mein Frühstück ans Bett. Sie hatte große Mühe mich zu wecken — das tat sie stets sehr ungern, nur meinen strengsten Befehlen gehorchend. Mir fiel die Nacht wieder ein und die Ameisen; ich blinnte umher: nichts sah ich. Hatte ich nur geträumt? Ich fragte die Alte, ob sie nichts bemerkt habe diese Nacht?

Sie nickte gemächlich — gewiß doch, die „Tepeguas“ seien dagewesen. Sehr zufrieden schien sie mit diesem Besuch: kein Ungeziefer mehr im Hause, keine Ratten und Mäuse, keine Eidechsen, keine Spinnen, Tausendfüßler, Wanzen, Katerlaten. Schön reingetroffen, das ganze Bungalow. Gute Kammerjäger — die Tepeguas!

Herbstkonzert der Cassalia

Freiheit und Heimat

Der Freiheit und der Heimat, diesen beiden so viel mißbrauchten verlässlichen und verkannten Begriffen, war das Programm gewidmet, das die Cassalia-Karlsruhe zur Feier ihres 37. Jubiläumstages aufgestellt hatte. Freiheit und Heimat sind untrennbar miteinander verbunden. Nur wer frei ist, kann seine Heimat wirklich lieben. Gerade der sozialistischen Arbeiterkraft hat man die Heimatlosigkeit abgeerbt. Können man es dem in täglicher Arbeitssorgen, dem politisch und wirtschaftlich bedrückten und unterdrückten Proletariat, wenn er für die Freiheit, die ihre Schönheiten nicht für ihn hat, die ihm nicht zum freien Genus freier Persönlichkeiten kommen läßt, seine Liebe aufbringen und doch nicht er sein Band, in dem er lebt, mit dem er verwurzelt ist. Er sieht es so sehr, wie alle jene, die in so reichem Maße die Mittel und Gelegenheiten besitzen, die Schönheit der Heimat mißbelos zu genießen. Wie der Arbeiter, das Volk, seine Heimat liebt, das seinen seine Liebe, jene aus dem tiefen Volksgefühl geborenen Liebe, die der Volkssiedler, die sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht und immer wieder neue Generationen begeistern und entflammen.

Die „Cassalia“ hatte mit diesem Gedicht eine Anzahl solcher Volkssiedler für ihren Konzertabend ausgewählt. Und ihr Vortrag zeigte, daß sie nicht nur Gesungen wurden, sondern daß auch bei diesen Vorträgen Herz und Gemüt mit dabei waren.

Freiheit und Heimat! Erst Anklage und Beteninnis, erst ernste Mahnung, ernstes Wollen, dann das frohe Lied der Heimat. Zwei wichtige Anklage-Dichtungen, „Symphonie an das Feuer“ und „Karte Schiller“, gaben den Auftakt. Als Gedichte schon wirksam, als Chöre, der zweite mit Orchester, als Symphonischer Satz, mit mitreißender Wirkung. Die der vollen Höhe ihres Könnens. Lebensgefühl, grandios gesteuert, prächtig geföhrt durch das Harmonieorchester braufen die Töne in den Saal. Herr August Kubin holte aus seinem Chor das letzte heraus, jubelnd schmetterte er die Partituren nach. Das war eine Einleitung des Konzertes, wie sie sich besser und wirkungsvoller nicht denken läßt.

Nach diesem Beteninnis: Wir sind Arbeiter, wir wollen die Freiheit! ging der Weg hinüber in die Heimat. Wen hätte man sich als Wegweiser und Führer besser wählen können, als unsere Kameraderin Malie Faßang vom Landestheater! Sie führte mit drei herrlich gelungenen Reden mitten hinein in das deutsche Volkstum, in seinen reichen Vorträgen. Und dann Chor, Orchester und Malie Faßang zusammenwirkend in dem Tondemokratie in der Vortragskunst, die Stimmen, wobei besonders die Tenöre durch ihre Sauberkeit und ihren schönen Ton auffielen, klangen wohlklingend zusammen. Malie Faßang's Stimme schwebte wunderbar über dem Chor und das Orchester lieferte eine musterhafte Begleitung. Der Beifall für diese Leistung war förmlich. In einigen Volkssiedler lieferte Herr Kubin mit seinen Sängern eine Meisterarbeit, es waren keine Kunstwerke der Vortragskunst, aber das amerikanische Regeneriegedicht, mit Orchester. Gedröhrt wurde der Abend durch zwei Vorträge von Sobann Strauß: „Gedächtnis aus dem Wiener Wald“, klüßig, elegant, voll Laune und Prophanerungen von Malie Faßang und „Wein, Weib und Geland“, geistvoll eine abgemessene Leistung, wenn auch sicher in Wien selbst der Chor noch leichter, flüssiger, beschwingter gelungen werden dürfte; es ist dies ja nur Temperamentsfrage. Die „Cassalia“ zeigte sich an diesem Abend von allen Seiten ihres Könnens. Sie pflegt das Tendenzlied, liest das Volkslied und weiß auch im leichtbeschwingten Ballerantoppeh. Das Harmonieorchester, das auch Hugo Kubin als Dirigent erwies, stand den Sängern bestens zur Seite; Herr Heinrich Petri begleitete auf dem Flügel an schmeichelnd und flott. Die überaus achtbare Herrschaft dankte herzlich und förmlich für all das Gute und Schöne, das ihr die Cassalier als Herbstgabe besetzten.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

33 Nachdruck verboten. Copyright by Pabelsreiterverlag Hamburg-Bergedorf

XVI

Zehn Minuten später gleitet der Kraftwagen des Außenministers über den Pont Alexandre. Der Präsident, alarmiert durch die Deneische Kimbots, hat die Minister ins Palais de l'Espece gerufen.

Larouque hat Brandt rasch noch zwei Mittagsblätter ins Auto gereicht, feucht noch vom Druck. Mit fetten Buchstaben schreibt ihm die Ueberschrift eines Leitartikels an: „Quousque tandem!“ — Das nationaleistische Boulevardblatt schüttet seine Berachtungen kübelweise über Brandt aus. „Wie lange noch wird Frankreich diesen Halbfranzosen dulden, der die Lebensinteressen seines Wahlvaterlandes in den Dreck tritt! Wir fordern einen Außenminister, der vor der letzten barten Notwendigkeit nicht den Kopf in den Sand steckt. Begreift Herr Brandt endlich, daß Minister-simpere keine Bruststücken für schwürdige Utopien sein dürfen? Untere Geduld wird auf eine schmerz Probe gestellt! Wird der Schädling endlich die Bühne seiner rumbolsen Untaten verlassen? Quousque tandem! Wir warten nicht mehr lange!“

Brandt läßt das Blatt auf seine Knie sinken. Schließt die Augen. Efel preßt ihm die Kehle zu. Weil er sein Vaterland vor dem Sprung ins schwarze Nichts retten will, muß er solchen Schimpf schlucken? Halbfranzose! — der willig seinen Kopf auf den Fallblod legen würde, könnte durch dieses Opfer die Lebensfahrt eines Volkes gehemmt werden! Lohnt es überhaupt noch? Muß er seinen Residenz zum Einlaß beschicken — für nichts? — Das Auto jurt über die Avenue des Champs Elysees. Die Scheiben sind heruntergelassen, nur die gelben Seidenvorhänge sind geschlossen. Dumpsche Branden von Menschenstimmen dröhnt an Brandts Ohren, das zwischen befehlende Rufe ordnender Polizisten.

Ein schwarzer Schatten streicht plötzlich über die geschlossenen Augenlider des Ministers, im gleichen Augenblicke gleichendes Sonnenlicht! Wer riß die Vorhänge auseinander...!

Ehe Brandt die Umrisse des Gesichts erkennt, das zwischen den Vorhängen vorfährt, kracht der Schuß!

In derselben Sekunde trallt sich Brandts Rechte in eine Mannes-gurgel.

Da fährt schon der zweite Schuß aus der Revolvermündung dicht vorbei am Hals des Ministers.

Brandts linkses Handt knallt dem Attentäter zwischen die Augen. Der Wagen, vom Chauffeur jäh abbremsend, bäumt sich auf.

Der Mörder, festgefesselt am Wagenschlag und von Brandts Händen gewürgt, als sei sein Opfer nicht frei: die dritte Kugel dröhnt aus dem Lauf, sereißt den Kopf der Straße.

Der Chauffeur hat den Attentäter von draußen an den Baaren gepackt. Brandts Oberkörper bäumt weit aus dem Fenster heraus,

seine Finger krallen sich immer noch in die Kehle des jugendlichen Mordbessellen.

Tumult umschäumt das Auto. Polizisten stürzen herzu. Die Menge bildet einen wüsten Knäuel. Man erkennt den Minister. Da springt die Lawine an: Brandt sollte ermordet werden! Die zehn Polizisten, die den Attentäter auf die Straße geschmettert haben und mit Gummiknüppeln bearbeiten, sind nichts gegen die Woge, die anstürmt. Hundert Menschenleiber verschlingen sich. Jede Faust will dabei sein, dem Mordbuben das Leben aus dem Körper zu jagen. Und wenn es nur ein Futtritt ist, den man dem Gefangenen noch in das zu Brei zerhackte Gesicht verlegt!

Unverletzt steht, zwischen Menschen gedrückt, Brandt auf dem Trittbrett. „Hoch Brandt! Frieden!“ schäumt es wie eine Springflut um ihn.

Der Chauffeur sitzt schon wieder an seinem Platz. Zwei Duzend Polizisten schieben den Minister ins Wageninnere. Der Motor läuft an. Mit einem Ruck springt das Auto los. Links und rechts, auf den Trittbrettern stehen die Polizisten mit schubbereiten Revolvern. Tausendfüßiges Getöse erschüttert die dumphüllenden Anlagen der Champs Elysees.

Mit marmorweitem Gesicht sitzt Frankreichs Außenminister auf den federnden Polstern des Autos, das in sanfter Fahrt rasst. Gnade oder Verdammung — so arbeitet es in seinem Gehirn — daß die drei Kugeln ihn suchten und verfehlten? Wen wollte das Schicksal zermalmen? Einen trenden Minister oder den andern, den die Wäße einer lebensgefährlichen Volksmenge in den Abhalt farnstufen? ...

Der Vizepräsident, bis in die Knochen erschrocken, telefonierte schon nach drei Minuten den Mordanschlag ins Palais de l'Espece. Die Meldung wirkte wie ein Alarmschuß. Ein Chauvinist hat auf den Verteidiger des Friedens geschossen! Das konnte den tosenden Topf zum Ueberlaufen bringen! Den Ministern schlug eine Erinnerung durch den Kopf: Taurds! Vor zwanzig Jahren, an einem Julitag, hatte übertriebene Leidenschaft die Stimme des Volkes gemeuchelt! Würden heute die Massen so stumm bleiben wie damals?

Während oben im großen Sitzungssaal des Palais de l'Espece die Ministerbergen nach Falzung suchten, sprach unten im Zimmer der Palastmache Brandt telefonisch mit Brouca. Sorge tragen — so lautete seine Meldung — daß die Massen nicht von der Empörung weggepöbelt werden! Keine Demonstrationen! Keine Aufmärsche!

Mit bleichen und verbärteten Gesichtszügen betritt Brandt den Sitzungsraum. Schweigend läßt er den erregten und pathetischen Vortragsfall und Händedrucke über sich ergehen. Mit leisem Drohen wirft er nur gelassen die Worte hin: „Das nächste Mal kommen die Schüsse vielleicht aus Arbeitervivolen!“

Es dauerte lange Zeit, bis Herr Kamome, wie ein guter Hirte, die ungleiche Männerkchar um den Duseffentlich gruppiert. Er hat jovial Saint Brice auf den rechten, Brandt auf den linken Stuhl neben sich gezogen. Gegenüber sitzt der Generalsekretär Samet mit unbeweglichem Gesicht, neben ihm der Kriegsminister Samet mit erregt hüpfendem Schnurrbart. In seinen Einzel-

lungsworten beklagt der Präsident noch einmal das unglückselige Attentat und preißt die Wege der Vorsehung, die einen schimmern Ausgang bereitet. Seine Rede ertönt endlich nach Art eines gebannten Vereinstorfbesenden, der die verzagten Mitglieder an die geheiligten Vereinsstatuten erinnert, in einem dreifachen Appell: Würde, Pflicht, Einigkeit. Dann noch dreimal: Einigkeit.

Saint Brice hat seine große Rede begonnen. Der lokale Präsident hatte die Tafelrunde mit verblüffendem Del gefasht; die tüble Verbandsbesatz des futuristischen Vortragsleiters schnitt wieder die Atmosphäre der Gesühle. Da steht wieder, von mollererlicher Dialekt aufgetrieben, die Mauer, die kein Gegenbeweis erschüttern kann. „... Italien mobilisiert! Herr Cannoni scheut sich nicht, durch Verammung seiner Luftstoffe den Stein ins Rollen zu bringen. Wir werden mit denselben Waffen antworten! Der entschlossene Aufmarsch der französischen Luftstreitkräfte wird genügen, die moralische Waagschale wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Zugleich ist dieser Aufmarsch der unerlässliche Schutz, den unser Volk einem kaltsblütigen Feind gegenüber mit Recht erwartet. Meine Herren, Italien mobilisiert!“

Jetzt ertönt sich Brandt. Die Augen hoben sich in sein steinhartes Gesicht. Mit halbauter, gleichmütiger Stimme beginnt er:

„Italien mobilisiert? Möglich, daß die Meldung untrübe Bot-schafters den Talsachen entspricht, ideenfalls läge sie durchaus in der Richtung einer Politik, die sich in Europa „zwangsläufig“ zu nennen bezieht. Aber solche Zwangsläufigkeit, meine Herren, müßte, geschähe kein Wunder, zur Zertrümmerung Frankreichs, Italiens und Südsindiens führen, sofern nicht noch andere Mächte sich an dem erdöhlischen Spiel beteiligen sollten. Italien — heißt es — mobilisiert. Frankreich wird nicht mobilisieren!“ Er schweigt.

Durch die Verammung ging ein jäher Ruck. Saint Brice war schon im Begriff, sich zu erheben und den letzten Satz unglücklich zu machen; aber die beschwichtigende Hand des Präsidenten hielt ihn stumm wieben.

„Ich traue Ihnen hinreichende Phantasie zu, meine Herren“, fährt Brandt nächsten fort, „so daß ich Ihnen kein Schredensgemälde eines kommenden Krieges aufzurollen brauche. Ob einem Volk diese Grauen zugemutet werden dürfen, muß jeder mit seinem Gewissen oder seiner Gewissenlosigkeit entscheiden. Aber das eine steht fest: jedes Volk wird heute und in Zukunft unerbittliche Rechenhaftigkeit fordern! In und nach früheren Kriegen wurde das leider veräußert! In dieser Veräußerung krank heute Europa! — Jawohl, meine Herren, es geht in der Tat um Sein oder Untergang Frankreichs!“ Brandts Stimme gewinnt unversehens an Härte. „Nicht ob Italien sich in Albanien eine Kolonie schafft, berührt die Wurzel unserer völkischen Existenz, höchstens unsere Geschäftsinteressen und unsere Machtinfluenz berührt diese Tafelrunde; unsere Schicksalsfrage lautet anders: sollen wir einen in unersättlicher Wüste auf die Erde getriebenen Volk zum Anlaß wählenden, Selbstmord zu begehen? Gleichgültig, ob ein Krieg schon in den ersten Stunden oder erst später durch Revolution und Anarchie beendet wird — die französische Nation wäre in jedem Falle als lebendiger Organismus erloschen. Der laborierte Krieg setzt sich zu-

nächst fort als Herrschaft eines Mordbubens. (Fortf. folgt.)